

“Mietgast im fremden Steinbau”: Landschaften und Räume (in) der exilischen Dichtung Else Lasker-Schülers

Bettina Bannasch

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Bannasch, Bettina. 2024. “Mietgast im fremden Steinbau’: Landschaften und Räume (in) der exilischen Dichtung Else Lasker-Schülers.” In *Schreiben im eigenen Zimmer: Studien zu Autorinnen und Werken des deutschen, österreichischen und spanischen Exils*, edited by Marisa Siguan, Loreto Vilar, and Rosa Pérez Zancas, 15–33. Berlin: Peter Lang.
<https://doi.org/10.3726/b20778>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Bettina Bannasch

„Mietgast im fremden Steinbau“¹: Landschaften und Räume (in) der exilischen Dichtung Else Lasker-Schülers

Für Itta Shedletzky

Angeleitet von Virginia Woolfs scharfsichtigem Essay *A Room of One's Own* (1929) über das Schreiben von Frauen im Exil nachzudenken, ist in mehrfacher Hinsicht voraussetzungsvoll. Erstens: Die Frage nach schreibenden *Frauen* impliziert, ihre Situation im Exil unterscheide sich in prinzipieller und aussagekräftiger Weise von der ihrer männlichen Kollegen. Zweitens: Die Kategorie des *room* – die im Englischen, treffender als in der deutschen Übersetzung, sowohl Zimmer als auch Raum meint – impliziert, dass die Kategorien *Zimmer* und *Raum* in der außerordentlichen Situation des Exils in besonderer Weise für das Schreiben relevant seien. Drittens: Wenn das Nachdenken über die Räume schreibender Frauen im Exil nicht nur die Umstände der Produktion, sondern auch die Produkte selbst einschließt, also die literarischen Texte, wären in ihnen Konzeptionen und Realisierungen eines als spezifisch weiblich, spezifisch exilischen Schreibens aufzufinden.²

Die Kategorie des Geschlechts stellt in der Exilforschung seit den 1970er Jahren eine zentrale Kategorie dar. In den Werken der tonangebenden französischen Feministinnen jener Jahre – Luce Irigaray, Julia Kristeva und Hélène Cixous – wird die Position der aus der symbolischen Ordnung ausgeschlossenen Frau als die der Exilantin beschrieben. Wirkmächtig schließt Julia Kristeva ihren Essay *Ein neuer Intellektuellen-Typ: der Dissident* mit einer Reflexion über das weibliche Exil:

Allzu befangen in den Grenzen des Körpers und vielleicht auch der Gattung fühlt eine Frau sich in jenen Allgemeinheiten, die das Maß des sozialen Konsenses ausmachen, wie auch in Bezug auf die verallgemeinernde Macht der Sprache, immer *im Exil*. [...] Wie kann man es vermeiden im gesunden Menschenverstand zu verdämmern, wenn

-
- 1 Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe. Prosa. Das Hebräerland*. Bd. 5. Prosa 1921–1945: Nachgelassene Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki et al. Frankfurt am Main 2002, S. 76.
 - 2 Briefe, die einen großen und wichtigen Teil der Exilliteratur ausmachen, werden in die folgenden Überlegungen – als spezifisch ‚weibliche‘ Gattung zumal – ebenso einbezogen wie poetologische Texte, in denen Reflexionen des eigenen Schreibens mit der Erfahrung des Exils verbunden werden.

nicht indem man sich aus seinem Land, seiner Sprache, seinem Geschlecht, seiner Identität exiliert? Nichts schreibt sich ohne irgendein Exil.³

Kristeva bestimmt die exilische Existenz der Frau also als eine, in der die Kategorie des Geschlechts nur *eine* – wenn auch eine besonders wichtige – Kategorie unter anderen ist. Ihre Ausführungen haben sich als relevant für die gesamte Exilforschung erwiesen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sich mit ihnen der Gedanke verknüpft, den auch Luce Irigaray und Hélène Cixous immer wieder hervorheben: Dass nicht nur die leidvollen Erfahrungen, sondern auch die produktiven Aspekte, die sich mit der Exilerfahrung verbinden (können), von der Forschung in den Blick zu nehmen sind.

Am Beispiel der Briefe und Dichtungen der 1933 ins Exil geflohenen Else Lasker-Schüler soll im Folgenden das Nachdenken über Räume des Schreibens für und von Frauen im Exil in dem eingangs skizzierten Dreischritt exemplarisch entfaltet werden. Es wird zu zeigen sein, dass für das Verständnis des Exils in Leben und Werk Lasker-Schülers auch die von Irigaray und Cixous vorgenommenen Ergänzungen und Ausdifferenzierungen des Exilbegriffs relevant sind. Dies betrifft zum einen Irigarays psychoanalytische Perspektivierung auf das „doppelte Exil“, mit der sie die frühe Vertreibung aus der Kindheit berücksichtigt, und zum anderen Cixous’ Hinweis auf die Potenzierung der weiblichen Ausschlusserfahrung *als Jüdin*; Cixous recurriert dabei nicht zuletzt auf eigene biografische Erfahrungen. Ein in diesem Sinne „zwischen Realität und Metapher gleitende[r]“⁴ Exilbegriff soll hier zugrunde gelegt werden, wenn der engen Verflechtung von Leben und Werk im Exilverständnis Else Lasker-Schülers nachgegangen wird.

Geschlecht und Exil im Leben und Werk Else Lasker-Schülers

Wie kaum eine andere Vertreterin des deutschsprachigen Expressionismus verkörpert Lasker-Schüler im Berlin der 1920er und 1930er Jahre (ihr) künstlerisches Außenseitertum mit einer auffälligen äußeren Erscheinung und einem unkonventionellen Lebenswandel als alleinerziehende Mutter, die in wechselnden Verbindungen lebt. Nach dem Ende ihrer Ehe mit Bertold Lasker ist sie in den Jahren von 1903 bis 1910 mit Herwarth Walden verheiratet. Er ist eine der zentralen Figuren des literarischen Lebens jener Zeit, Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift *Der*

3 Julia Kristeva: Ein neuer Intellektuellen-Typ: der Dissident. In: *Die Schwarze Botin. Frauenhefte* 7 (1978), S. 5–10, hier S. 8 f.

4 Marion Schmaus: Exil und Geschlechterforschung. In: *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller*. Hrsg. von Bettina Bannasch und Gerhild Rochus. Berlin, Boston 2013 (2. Aufl. 2016), S. 121–147, hier S. 121.

Sturm. Im Rückblick auf diese Jahre der öffentlich exponierten Existenz als Dichterin der Avantgarde schreibt Lasker-Schüler: „Es lohnte sich schon inmitten der Gartenlauben und ihren Bewohnern: Maas und Methode zu haben, aber – der Sturm saust darüber weg, er muß.“⁵ Es ist kein feministischer Sturm, der über die spießbürgerlichen Gartenlauben-Leser:innen hinwegfegt. Er wird auch in den Jahren nach der Trennung von Walden nicht dazu. Auch wenn Lasker-Schüler – wie etwa in einer Rundfrage zum Paragraphen 218 – unmissverständlich ‚feministisch‘ zu zentralen Themen der Frauenbewegung Stellung bezieht, macht sie zugleich deutlich, dass sie eigentlich dem politischen Tagesgeschehen fern steht.⁶ Auch mit den emanzipierten Frauenfiguren der Neuen Sachlichkeit haben ihre „Spielfiguren“⁷, die sie für ihre Selbstinszenierungen im öffentlichen Leben und in der Literatur kreiert, wenig gemein; das gilt für Tino von Bagdad ebenso wie für den Prinzen Jussuf von Theben. Immer wieder verweist Lasker-Schüler auf ihre ‚Wildheit‘, die sie als ein Produkt der Erziehung ihres Vaters ausweist, dem ein Junge lieber gewesen wäre als ein Mädchen. Zu dieser ‚unweiblichen‘ Wildheit bekennt sie sich gern und bis ins hohe Alter. Noch in der brütenden Hitze Palästinas geht sie mit ihrer knurrenden „Raubtiermütze“⁸ aus dem Haus. Es gibt ein bekanntes und sehr bezeichnendes Foto von ihr, auf dem sie unter eben dieser Pelzkappe hervorlugt, mit einem listigen Seitenblick schaut sie direkt in die Kamera.

-
- 5 Lasker-Schüler an Ernst Simon, Brief vom 1.11.40, Jerusalem. In: Dies.: *Werke und Briefe* Bd. 10. Briefe 1937–1940. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Norbert Oellers et al. Frankfurt am Main 2009, S. 313.
 - 6 In einer Umfrage zur rechtlichen Regelung des § 218, die in der Zeitschrift „Konzert“ 1932 abgedruckt wird und die Lasker-Schüler namentlich unterschreibt, äußert sie sich klar und distanzierend zugleich: „Paragraph 218, wahrscheinlich der des Verbots der Abtreibung?? Ich vermute? / Was noch nicht atmet, lebt nicht; die Schäden der ‚Kindertragenden‘ – ihre Privatsache! Aber warum werde nicht öffentlich unschädliche Mittel verkauft? Außerdem haben nur weibliche Richter über diesen Paragraphen zu bestimmen, da bekanntlich *Männer noch nie im Leben es bis zum neunten Monat gebracht haben*“. Else Lasker-Schüler: Rundfrage. In: Dies.: *Werke und Briefe*. Bd. 4.1. Prosa 1921–1945: Nachgelassene Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki et al. Frankfurt am Main 2001, S. 225.
 - 7 Meike Feßman: *Spielfiguren. Die Ich-Figurationen Else Lasker-Schülers als Spiel mit der Autorrolle. Ein Beitrag zur Poetologie des modernen Autors*. Stuttgart 1992.
 - 8 In einigen Briefen und auch im *Hebräerland* ist die Mütze verewigt: „Noch müde, setze ich meine Raubtiermütze auf den Kopf, schiebe sie bis tief in den Nacken. Heiß ist es heute, heißer als je, und ich möchte mich lieber von meinem Jaguar beißen lassen, als mich einem Sonnenstich aussetzen“. Else Lasker-Schüler: *Werke und Briefe*. Prosa. Das *Hebräerland*. Bd. 5. Prosa 1921–1945: Nachgelassene Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki et al. Frankfurt am Main. 2002, S. 136.



The Pritzker Family National Photography Collection, The National Library of Israel,
Abraham Schwadron Portrait Collection

Ähnlich ‚deplatziert‘ wie Lasker-Schülers Wildheit sind ihre maßlosen Schwärmereien für Männer, die ihre Söhne sein könnten. Sie sind in vielen Widmungen, Briefen und Gedichten überliefert. Im Deutschland der Zwischenkriegszeit ist es der um siebzehn Jahre jüngere Gottfried Benn, den Else Lasker-Schüler

umwirbt. Doch nachdem er versucht, die expressionistische Dichtung im Allgemeinen, und sich selbst und seine Dichtung im Besonderen, der Kulturpolitik der neuen Machthaber anzudienen, bricht sie ebenso öffentlich mit ihm, wie sie ihn zuvor öffentlich angeschwärmt hatte. In zwei Gedichten, die in einem Dialog mit Gedichten Benns stehen, fasst sie im Bild der Weggeworfenen, der gewaltsam an den Wegesrand Gestoßenen emblematisch die Erfahrungen und Enttäuschungen all jener ins Bild, die von Weggefährten und Freunden an die nationalsozialistische Kulturpolitik und Rassenideologie verraten wurden. Fortan gilt dem Menschen Benn ihre Verachtung, dem Dichter hält sie, wie es eine Reihe von Äußerungen in den Briefen belegen, bis zum Schluss die Treue.⁹

Im Züricher Exil entsteht mit dem Rechtsanwalt Emil Raas ein enges, vertrautes Verhältnis; vor allem der intensiven Korrespondenz mit ihm verdanken sich wertvolle Informationen über die Jahre in der Schweiz. Die Qualität dieser Verbindung ist eine grundsätzlich andere als die der von wechselseitiger, kollegialer Wertschätzung getragenen, schwärmerisch ausformulierten und dialogisch inszenierten zu Gottfried Benn. Allerdings scheinen, möchte man einige Briefstellen ernst nehmen, gelegentliche Richtigstellungen erforderlich gewesen zu sein, in denen sich die ‚mütterliche‘ Freundin Lasker-Schüler dazu genötigt sieht, ihren Briefpartner recht unduldsam auf die *literarische* Qualität ihrer leidenschaftlichen Ausbrüche zu verweisen.

Im Exil in Palästina kultiviert Lasker-Schüler schließlich noch einmal eine große, überschäumende Leidenschaft. Sie gilt dem knapp zwei Jahrzehnte jüngeren Religionsphilosophen Ernst Simon, den sie mit langen Briefen voller Liebesbekenntnisse überflutet, oft in Verbindung mit Grüßen an die Gattin. Eine ganze Reihe ihrer späten Gedichte sind ihm gewidmet.

All diese durchaus nicht im Verborgenen gehaltenen Inszenierungen privater, ‚unangemessener‘ Liebesleidenschaften sind von Lasker-Schülers öffentlichen Selbstdarstellungen nicht zu trennen – das ist spätestens seit den *Briefe[n] nach Norwegen* (1911/1912) bekannt, die im *Sturm* erscheinen und in denen Lasker-Schüler das Zerbrechen ihrer Ehe mit Herwarth Walden zum Gegenstand gemacht hatte, wenig später kommen sie in Buchform unter dem Titel *Mein Herz* (1912) heraus. Es sind – auch – die Inszenierungen einer Bohémienne, die sich

9 So etwa, wenn sie bemerkt, der verstorbene Sohn Paul habe neben ihrer eigenen nur noch die Dichtung Gottfried Benns gelten lassen. Oder wenn sie sich in einem Brief an Ernst Simon über Martin Bubers Bibelübersetzung lustig macht, die sie als ein unbeholfenes Imitat und Plagiat der expressionistischen Wortschöpfungskunst Gottfried Benns charakterisiert.

dezidiert nicht um bürgerliche Konventionen schert, schon gar nicht um herkömmliche Auffassungen von Geschlechterrollen.

Den inszenatorischen Charakter ihrer Äußerungen als Dichterin unterstreichen die „Spielfiguren“, die Lasker-Schüler für ihre Selbstinszenierungen entwirft, zunächst die androgyne Tino von Bagdad, eine weibliche Figur mit männlicher Namensendung. Sie wird bald schon verabschiedet, wesentliche Züge gehen in die Figur des ‚weiblichen‘ Prinzen Jussuf von Theben ein. Er ist ein prächtig gewandeter, mit unüberschaubaren Reichtümern gesegneter, über ein ganzes Königreich verfügender junger Mann. In dieser Einkleidung – von Verkleidung zu sprechen, würde die spezifisch dichterische Qualität dieser Figur(en) verkennen – tritt Else Lasker-Schüler in ihren Texten in Erscheinung, hält Lesungen ab, unterzeichnet immer wieder auch Briefe.¹⁰ Der ‚exotische‘ Prinz stellt dabei nicht nur festgeschriebene Geschlechterkonstrukte infrage, er unterläuft zugleich soziale, kulturelle, nationale und nicht zuletzt religiöse Zuschreibungen. Einbezogen in sein verwirrendes Spiel werden – nicht immer zu ihrem Vergnügen – Freund:innen und Weggefähr:innen Else Lasker-Schülers. Sie werden mit neuen, märchenhaften Namen bedacht und ihr biografisches Material wird in ihre literarische Gestaltung eingebracht, gruppiert werden sie um die zentrale Figur des Prinzen.

Im Exil wird die Spielfigur des Prinzen zur Stütze, insbesondere dann, wenn heikle und demütigende Situationen zu bewältigen sind.¹¹ Beispielhaft lässt sich

10 In einer umsichtigen und textnahen Studie zur Androgynität im Werk Lasker-Schülers hat Meixner gezeigt, wie eng und konzeptionell durchdacht Lasker-Schülers Inszenierungen von Androgynität auf romantische Konzeptionen der androgynen Natur des Dichters bezogen sind und inwiefern sie in den zeitgenössischen Kontext der Frauenbewegung um 1900 sinnvoll einzuordnen sind. Überzeugend kann sie darlegen, dass Lasker-Schülers „androgyne Autorinszenierung auf ein Künstlerideal rekurriert, das auf einen emphatischen Autorbegriff gründet, der wiederum von populären medialen Androgynie-Phänomenen wie der Neuen Frau abstrahiert“. Johanna Meixner: *Androgynie in der Prosa Else Lasker-Schülers*. Würzburg 2020, S. 591. Neben dem engen Bezug auf romantische Androgynie-Konzepte zeigt Meixner zugleich auch die vielschichtige Distanzierung auf, die Lasker-Schüler als schreibende *Frau* vornimmt. Meixner kommt zu dem Ergebnis, dass „trotz der Entfernung von der romantischen Vorprägung in der Androgynie-Konstruktion eine ähnliche Funktion erhalten [bleibt]: Die Androgynie ist auch in den Prosatexten Lasker-Schülers ein wesentlicher Aspekt der auktorialen Autorität der Figuren“. Ebd., S. 597.

11 In diesem Sinne kommentiert Feßman zur „Spielfigur“ Jussuf: „Was den Beistand Jussufs gerade im Exil bedeutete, kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Er gab ihr Stabilität. Aber er war durch seine Wandelbarkeit auch eine flexible Form. Mit

hier ein Brief anführen, den Lasker-Schüler mit der ausdrücklichen Bitte um ein Gespräch auf Augenhöhe im Juli 1939 an den wohlhabenden und mächtigen Verleger Salman Schocken und dessen Frau Lilli schreibt, nachdem man ihr die Rückkehr in die Schweiz verweigert hatte: „*Ich kann gar nicht schreiben und bitte Sie nur einmal mit mir zu überlegen – ich hab doch 21 Bücher gedichtet, unzählige Bilder gemalt Ausstellungen etc. – wie ich weiter kann? Mein Gedanke aus mir zu leben, – bitte glauben Sie mir Adon, Gewerett. Ich bin doch immerhin Prinz Jussuf und habe Ehrgefühl.*“¹² Das Gespräch ist erfolgreich. Sein Ergebnis ist eine bescheidene, doch zuverlässige Grundversorgung, die Lasker-Schüler vom November 1939 bis zu ihrem Tod am 22. Januar 1945 erhält. Die Hälfte trägt Salman Schocken, die andere Hälfte die Jewish Agency.¹³

Allerdings: Auch die Anerkennung der psychologisch bedeutsamen, stützen- den Bedeutung des Prinzen in der Zeit des Exils darf nicht vergessen machen, dass Else Lasker-Schülers literarische Werke sämtlich unter ihrem Klarnamen erscheinen – Ausdruck ihres vollen Bewusstseins von der Grenze zwischen Spielfigur und Autorin.

Die existentielle Dimension ihres erzählerischen Verfahrens der Ver-Dichtung, das nicht nur auf Mitspieler:innen angewiesen ist, sondern auch und vor allem auf Leser:innen die erkennen und anerkennen, dass es sich hierbei um ein *literarisches Verfahren* handelt, macht ein scharfer Brief deutlich, den Lasker-Schüler im November 1936 aus Zürich an Adolf Chajes und Schalom Ben-Chorin nach Jerusalem richtet. Der erregte Brief bezieht sich auf eine Würdigung, die Ben-Chorin einige Monate zuvor, im Februar 1936, zum 60. Geburtstag Else Lasker-Schülers im *Israelitischen Wochenblatt für die Schweiz* veröffentlicht hatte. Es war überschrieben mit dem Namen der Dichterin, hinzugefügt war der Beisatz *Zum 60. Geburtstag (11. Februar)*. Es ist diese Angabe zu ihrem Alter, über die sich Lasker-Schüler echauffiert – und das nicht aus dem Grund, weil Ben-Chorin ihr Geburtsjahr 1869 um drei Jahre verfehlt, sie also um drei Jahre jünger macht als sie tatsächlich ist. Der Grund dafür ist ein anderer, existentieller, auf ihre Glaubwürdigkeit bei den Schweizer Mäzen:innen bezogener.

Sie haben Schuld, daß mir nun das einzige Ehepaar hier das mir monatlich 100 Frc. zu leben gab in der teuren Schweiz das Geld entzogen hat. Sie glauben sich belogen von mir

ihm konnte sie stark sein und dennoch auf veränderte Umstände reagieren“. Meike Feßmann: *Else Lasker-Schüler*. Berlin 2016, S. 67.

12 Lasker-Schüler, Werke und Briefe, Bd. 10, S. 233.

13 Vgl. hierzu die Anmerkung zu einem Brief Lasker-Schülers an Ryva Kimmel vom 1.11.1939, in: Lasker-Schüler, Werke und Briefe, Bd. 10, S. 491 f.

und zwar brauchen sie dann nichts mehr geben. Ich bin erpicht darauf *den Juden* näher gebracht zu werden, aber nötig wäre gewesen, sie hätten ihre einzige *Dichterin* nicht *verrecken* lassen. Wenn zu meinen bestellten Einsendungen *wieder* etwas vom Alter steht, haben Sie mich *getötet*. Ich wünsche, daß Sie irgendwo in einem Artikel erwähnen, daß Sie sich im Alter geirrt haben, ich wohl 1000 u. 1 Jahre wäre aber auch 20. Wollen Sie mich *total* vernichten? [...] Von Lorbeerblättern kann ich nicht leben *denn* ich hungere. Else Lasker-Schüler.¹⁴

Zimmer und Räume im Exil in der Schweiz und in Palästina

Else Lasker-Schüler, in Berlin als „bedeutendste Dichterin der Gegenwart“¹⁵ gefeiert, muss sich schon in den 1920er und 1930er Jahren um ihr eigenes Auskommen, als alleinerziehende Mutter zudem auch um die Versorgung ihres Sohnes Paul kümmern. Die polemische Streitschrift *Ich räume auf!*, mit der sie sich 1925 von ihrem Verleger Paul Cassirer trennt, macht dabei deutlich, wie nüchtern und durchaus informiert sie in profanen Angelegenheiten wie der schnöden Einschätzung von Verkaufszahlen und Verlagsverträgen ist. In seiner Gegendarstellung, mit der Cassirer auf ihre Vorwürfe öffentlich reagiert, nennt er einige eindrückliche Beispiele für diese Geschäftstüchtigkeit Lasker-Schülers. Allerdings, so räumt er eher resigniert als empört ein, neige sie leider dazu, erworbenes Geld verschwenderisch gleich wieder auszugeben, es vor allem gern an andere zu verschenken. Auch in den finanziell bedrängten Jahren des Exils wird es dabei bleiben. Immer wieder setzt sich Lasker-Schüler in Aufrufen an Freunde und Bekannte für andere ein und verschickt Geld, sobald sie selbst welches hat. Wenn Lasker-Schüler *explizit* um Geld bittet, so ist es für andere. Eigene Bedürftigkeiten signalisiert sie, wie es etwa auch in dem zitierten Brief an Schocken deutlich wurde, sehr viel verhaltener.

Die finanzielle Situation Else Lasker-Schülers, die schon 1910 nach der Trennung von Herwarth Walden schwierig geworden war, wird nach dem Bruch mit Cassirer 1925 nicht einfacher. An ihrem Bohèmeleben hält sie jedoch fest, nun erst recht. 1924 bis 1933 logiert sie in einem Hotel mitten im Zentrum des kulturellen Geschehens, im Hotel *Sachsenhof* am Berliner Nollendorfplatz. Mit der Entscheidung für diese programmatisch ‚exilische‘ und ‚nomadische‘

14 Brief Lasker-Schüler an Adolf Chaies und Schalom Ben-Chorin aus Zürich am 11.11.1936, S. 426. In: Dies.: *Werke und Briefe*, Bd. 9: Briefe 1933–1936. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Norbert Oellers et al. Frankfurt am Main 2008.

15 Kasimir Edschmid: *Die doppelköpfige Nymphe. Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart*. Berlin 1920.

Lebensform stellt sie in diesen Jahren keine Ausnahmeerscheinung dar; andere Autor:innen wie Vicky Baum oder Joseph Roth wählen ebenfalls das Hotel anstelle einer bürgerlichen Bleibe. Es verleiht der romantischen Vorstellung von Kunstschaaffenden als den Außenseiter:innen der Gesellschaft ein spezifisch modernes Gepräge und zugleich einen gewissen mondänen Glanz.

Einige kleine Texte aus diesen Jahren berichten von diesem Zimmer, das die Dichterin zwar „für sich allein“ bewohnt, das ihr jedoch nicht gehört. Zwar ist es zentral gelegen, doch es erlaubt, sich aus dem Getriebe der Großstadt zurückzuziehen. Obgleich städtisch, öffnet es sich in die Natur, mit der seine Bewohnerin im intimen Zwiegespräch steht. Dementsprechend entwerfen diese Texte kleine Szenen mit Tieren und Pflanzen. Einmal kommt ein Uhu zu Besuch in das Zimmer und bringt eine „ritterliche Morgengabe“, einen kleinen „Ast vom Vogelbeerenbaum mit sieben dunklen Korallen.“¹⁶ In einem anderen Text richtet sich der Blick nach draußen in einen kleinen Gartenhof, in dem die „drei Baumfreunde“ wohnen, Vertraute in Freud und Leid.¹⁷ Nur einer dieser Texte wählt den Blick auf die städtische Architektur, auf eine große, graue, fensterlose Brandmauer; von diesem Text wird später noch die Rede sein.

Den wahren Kunstschaaffenden sind Zimmer, Wohnungen und Häuser gleichgültig, sie sind in ihren inneren Landschaften zu Hause. Das unterscheidet die Dichterin von anderen Menschen, allen voran aber: von der seichten Poetin. Emphatisch schreibt Lasker-Schüler an Emil Raas: „Ich bin nicht poetisch, ich bin eine Dichterin. Meine Landschaft lebt vor allen Dingen in mir! [...] – ich geh wieder allein *ohne* Träumerei am Urwaldrand, laß mich verhöhnen von den Schimpanse und auspfeifen von den bunten wilden Vögel [sic].“¹⁸

16 Else Lasker-Schüler: Der Uhu. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 4.1, S. 222–224, hier S. 223.

17 „Wenn ich irgendetwas auf dem Herzen habe, öffne ich mein Fenster, so klar es gegenwärtig auch ist, und frage die Bäume um ihren unverfälschten, mächtigen Rat. Zwischen den Fasern ihrer Stämme läuft Gehör, und heftiger Odem dringt aus den Poren ihrer Blätter durch das Weltall in die Ewigkeit. Sie schmecken meine Freuden und bitteren Tränen, die manchmal zu Reif gefroren sind und hart zur Erde fallen; dann drohen meine drei Baumfreunde mit ihren Armästen, die sich sonst nur vom Sturm bewegt, zu Äußerungen hinreißen lassen.“ Else Lasker-Schüler: Draußen. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 4.1, S. 226 f., hier S. 227.

18 Else Lasker-Schüler an Emil Raas, 8.10.1936. In: Dies., *Werke und Briefe* Bd. 9, S. 407 f. An Paul Goldscheider schreibt sie ganz ähnlich 1928: „Gefühl ist noch keine Dichtung, das tiefste Gefühl leider nicht. Ich ertrag keine *Poesie* denn Dichtung ist keine Poesie. Poesie muß doppelt dichterisch sein sonst Kitsch“. An Paul Goldscheider am 28.1.1929.

Lasker-Schülers Dichtung ist nicht poetisch im trivialen Sinn einer kunstgewerblichen ‚Aufhübschung‘ der glanzlosen Wirklichkeit. Erkennbar schreibt sie sich mit dieser Auffassung in die Tradition der Romantik ein, die im Übrigen auch für Kristeva relevant ist.

Umso schärfer distanziert sich Lasker-Schüler von den *neoromantischen* Strömungen ihrer Zeit, die vor allem unter den Anhänger:innen der Lebensreformbewegung und in den Künstler:innen-Kreisen jener Jahre en vogue sind. In einem Brief aus Ascona, diesem sehr speziellen Ort des Exils, an dem viele von ihnen versammelt sind – und an dem auch Lasker-Schüler einen Teil ihrer Zeit im Schweizer Exil verbringt –, spricht sie böse und auch menschlich enttäuscht von ihnen als ihren „rororomantisch[en]“¹⁹ Zeitgenoss:innen.

Als jeher exilische Menschen sind die Kunstschaffenden für das Exil bestens gerüstet. Anderen Exilant:innen gegenüber sind sie privilegiert. (Im Falle Lasker-Schülers ist hinzuzufügen, dass sie sich im deutschsprachigen Schweizer Exil in einer grundsätzlich anderen Situation befindet als die vielen Dichter:innen, die im Exil ohne auf ihre Sprache als ‚Arbeitsmittel‘ zurückgreifen zu können ihr Auskommen sichern müssen.) In einem der in Zürich verfassten Texte aus dem Nachlass führt Lasker-Schüler zur privilegierten Situation der exilierten Schriftsteller:innen aus: „Des Dichters Gemüt ist sein Heimatland und der Dichter erträgt darum auch am standhaftesten seine Emigration. Vom Beet seines Gemüts pflückt er seine Gabe. Leider um sie des Oefferen – vor die Säue zu werfen. Anwesende Leser ausgeschlossen.“²⁰ In ihrem Prosabuch *Das Hebräerland* (1937) stellt Lasker-Schüler schließlich eine explizite Verbindung zwischen „landschaftliche[m] Mensche[en]“ und städtischer Existenz her²¹ und löst den Widerspruch zwischen beiden als einen scheinbaren auf. Im Unterschied zu den kleinen Berliner Texten, in denen sich Natur und Stadt ganz real durchwirkt hatten, rekurriert sie hier auf einen metaphorischen Exilbegriff: „Der landschaftliche Mensch aber liebt es sogar, inmitten der Häuser der Stadt eine Wohnung zu beziehen, wandelt er ja täglich über die Wiesen und Felder seiner Phantasie

In: Dies.: *Werke und Briefe*, Bd. 11. Briefe 1941–1945: Nachträge. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki et al. Frankfurt am Main 2010, S. 445.

19 Brief Lasker-Schüler an Emil Raas aus Ascona am 28.8.1936. Von den neoromantisch gestimmten Anhänger:innen der Lebensreformbewegungen, die sich im Exil in Ascona versammelt haben, distanziert sich Lasker-Schüler als „viel zu abenteuerlich“. Ebd., S. 388 f., hier S. 389.

20 Lasker-Schüler: Potpourri. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 4.1, S. 387.

21 Lasker-Schülers Bekenntnis zur städtischen Existenz ist hier auch als eine Positionsbestimmung gegen die Blut-und-Boden-Literatur ihrer Zeit zu verstehen.

und lehnt an seines Gemütes Bergrücken. Ich liebe die Stadt. Sie nimmt mir nichts von meiner Landschaft und ihrer Aussicht vorweg.“²² Der „landschaftliche Mensch“ braucht kein Zimmer, das ihm gehört. Ein vorübergehend gemietetes Zimmer im Hotel genügt. Ja, in der Welt der exilierten Dichterin stellt das Hotelzimmer im Exil geradezu eine Verbesserung gegenüber dem Zimmer in der alten Heimat dar, geht doch nun der Blick hinaus auf die Wasser der Limmat und des Zürichsees. Lasker-Schüler beschreibt diese Verbesserung in einem der nachgelassenen Texte dieser Jahre in einer albernem, slapstickhaften Überzeichnung. Der Schmerz der verjagten Dichterin ist darin gleichwohl allgegenwärtig. Im lautmalerschen „autsch!“ kommt er zum Ausdruck.

In Bautsch und Bogen ungelogen,
Muss ich aus meinem Cautsch herautsch.
[...]
So leb ich seit ich rautschgeflogen,
Vor fünf einviertel Jahr, o Grautsch!
Schautsch auf den Zürichsee, auf seine Wogen....
Fürwahr so schlecht war nicht der Tautsch.
(Pianissimo) Fürwahr so schlecht war nicht der Tausch.²³

Diesem Gedicht mit der auffälligen Häufung unreiner Reime ist der Bericht über eine medizinisch diagnostizierte Depression vorangestellt. Darin macht sich das Ich sowohl über die fachkundige, doch an der Betroffenen wenig interessierte Diagnostik, wie auch über die vermeintlich auf diese passgenau zugeschnittene, sie in Wahrheit jedoch grob verfehlende Therapie lustig. Sie möge, so rät man der seelisch Erkrankten an, doch einfach ein wenig mehr dichten und ein wenig mehr singen, dann würde sie sicher bald wieder genesen.²⁴

22 Lasker-Schüler, *Das Hebräerland*, S. 90. Auch im Schweizer Exil kann Lasker-Schüler Gönner für sich gewinnen. Ebd., S. 406.

23 Else Lasker-Schüler: Ein paar Tagebuchblätter aus Zürich. In: Dies., *Werke und Briefe* Bd. 4.1, S. 372–395, hier S. 373 und Tagebuchzeilen aus Zürich. In: Dies., *Werke und Briefe*, S. 395–426, hier S. 396. In ähnlicher Weise ‚albern‘ komisierend beschreibt Lasker-Schüler ihre materielle Not in einem Brief an Emil Raas vom 27.10.1936: „Will auch kein Haus, kein Geld, aber wenn man am Tage nichts hat, so denkt man an Kartoffelbrei/ Und Hühnerlei und mancherlei/ Und darum auch und nebenbei/ Mach ich vom Bildverkauf Geschrei“. Lasker-Schüler, *Werke und Briefe*, Bd. 9, S. 411 f., hier S. 412.

24 „Und kein Wunder, es entwickelte sich in allen meinen Gliedmassen und Poren, eine Abneigung vorm Ankleiden, die die Medizin mit Idiosynkrasi bezeichnet und deren Ursachen sich der Candi und die Candidatin des Öfteren zur Examensarbeit wählten“. Lasker-Schüler, Ein paar Tagebuchblätter aus Zürich. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd.

Zwar benötigt der landschaftliche Mensch kein *privates* Zimmer. Aber er braucht einen *öffentlichen Raum*. In Berlin war es das *Romanische Café*, in dem Else Lasker-Schüler Hof hielt, sie war eine feste Größe in der literarischen Welt im Berlin der 1920er und 1930er Jahre. Das exotische Erscheinungsbild, das ihr der Prinz von Theben dabei abverlangte, trug im Wechselspiel mit ihren Dichtungen viel zu ihrem Ruhm bei. Im Züricher Exil verkehrt Lasker-Schüler nun im *Café Select*, dem dortigen Zentrum der Exilant:innenszene. Sie trifft auch hier wieder ihre Verabredungen und tätigt ihre geschäftlichen Verhandlungen. Mit dem „Heimeteiland“²⁵ der deutschen Kunstschaffenden und dem einstigen Mittelpunkt ihres künstlerischen Lebens ist das *Café Select* direkt, wenn auch recht weitläufig, verwandt. Es wird zur „Urenkeltochtertöchter“²⁶ des *Romanischen Cafés* erklärt; das muss genügen.²⁷

Das Leben als Spielfigur unter Spielfiguren ist öffentlich und ‚literarisch‘, das Schreiben ist es nicht. Lasker-Schüler ist keine Kaffeehausliteratin. Sie schreibt vis à vis vom *Café Select* allein in ihrem Hotelzimmer. Mögliche Merkmale des Spießbürgerlichen sind, so wollen es ihre brieflichen Schilderungen, energisch daraus verbannt. Dem Zimmer wurde königlicher Luxus hinzugefügt, die Lage am Wasser gestattet Matrosen-Romantik, und die neue, wenig poetische Adresse kann immerhin ironisch in Reime gefasst werden: „Ich wohne:“, so schreibt Else Lasker-Schüler in einem Brief vom 8. September 1936 an Emil Raas, „Hotel Seehof Bollerei (am Limmatquay).“ Ihr Zimmer beschreibt sie so:

Ich habe eine Schiffskajüte, sehe durch zwei Fensterchen. Der Boden läuft schräg zu den Fenstern, aber einen großen Teppich haben Martins in mein Zimmer gelegt und eine Chaiselongue, da ich ja Betten nicht leiden mag. Auch immer meine eigenen

4.1, S. 372–95, hier S. 373. Es handelt sich bei diesem Text um eine lose Aneinanderreihung von Notaten zum Exil, in die auch frühere Texte eingehen, so etwa die Gedichte, die in Auseinandersetzung mit Benn entstanden sind. Sie werden, so die beigelegte Gattungsbezeichnung, zu einem „Potpourri“ zusammengefasst. Viele der Passagen, die in diesem Text enthalten sind, gehen in die *Tagebuchzeilen aus Zürich ein*, ebenfalls ein Text aus dem *Nachlass. Lasker-Schüler, Werke und Briefe*, Bd. 4.1., S. 395–426. In den *Tagebuchzeilen* wird der ärztliche Ratschlag noch etwas breiter ausgemalt. Ebd., S. 396.

25 Lasker-Schüler: Ein paar Tagebuchblätter aus Zürich. (Potporie). In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 4.1, S. 372–395, hier S. 374.

26 Ebd., S. 374.

27 In Briefen bezeichnet Lasker-Schüler das Café häufig auch mit der grenzüberschreitenden Bezeichnung *Nordsüd*, in Anlehnung an das Kino Nord-Süd, mit dem es sich in einem Gebäude befindet.

Decken und Kissen mitbringe. Darum keine Spießerei mein Zimmer, aber zwei Tische, einen Spiegelschrank und immer Heißwasser und Kaltwasser quellen, aber ich bin *doch* verzweifelt, ja ich verspottete mich – so herumgeirrt.²⁸

Aus dem Schweizer Exil unternimmt Else Lasker-Schüler insgesamt drei Reisen nach Palästina, in den Jahren 1934, 1936 und 1939. Als man ihr nach ihrem dritten Aufenthalt die Wiedereinreise verweigert, muss – und darf – sie in Palästina bleiben. Sie lebt zunächst wieder im Hotel und wieder mitten im städtischen Zentrum, an der Ben Jehuda Straße in Jerusalem, erst im Hotel *Vienna*, später im Hotel *Atlantic*. Ab 1941 hat sie nach langen Jahren erstmals wieder ein eigenes, privates Zimmer. Am 7. Oktober 1941 schreibt sie an Ernst Simon: „[...] alle sagten gestern, wundervoll ist mein großes Zimmer und doch kann ich gar nicht begreifen, daß ich nach all der Zeit überhaupt einen Raum haben darf und flattere darin herum. Wie allein man doch werden kann und sich selbst entkommt.“²⁹ Das Leben in diesem Zimmer zur bürgerlichen Untermiete bleibt nomadisch. Seine Bewohnerin „flattert“ darin herum, wenn sie sich wäscht, muss sie in einer Schüssel Wasser von einem tropfenden Hahn gegenüber holen und die Schüssel auf den Boden stellen.³⁰ Und wenn sie kocht, hockt sie sich archaisch an eine kleine Feuerstelle und bereitet sich ein einfaches Mahl aus Bohnen zu. In dieses nomadische Zimmer lädt Else Lasker-Schüler zu den Sitzungen des von ihr gegründeten Dichterkreises *Der Kraal* ein. Dabei ist ihr das Zimmer – so wie sie selbst es präzise in der oben zitierten Beschreibung benennt – Zimmer und Raum in einem.

28 Brief Lasker-Schüler an Emil Raas aus Zürich am 8.9.1936. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 9, S. 396–399, hier S. 396.

29 Lasker-Schüler an Ernst Simon am 7.10.1941. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 11, S. 65.

30 Zwei Jahre später kommt Lasker-Schüler in einem Brief an Ernst Simon, noch einmal auf das Zimmer zu sprechen. Darin klingt es konkreter, aber nicht unzufriedener im Zusammenhang mit Streitigkeiten mit der Vermieterin: „Nun aber glaubte sie vor kurzen, sie könne viel viel mehr bekommen wie ich zahle: 5 Pfund für fast leeres Zimmer. Adon u. Gewereth Schocken sandten Couches und die paar Möbel fast geliehen. Ich lieg gern im nicht beschränkten Zimmer! War zufrieden. Jeden Tropfen Wasser muß ich mir vis à vis vom /Hahn mit tropfendem Schnabel/ holen. Kein Waschtisch noch Ständer. Ich wasch mich auf dem Boden“. Lasker-Schüler an Ernst Simon am 24. oder 25.10.1943. In: Dies., *Werke und Briefe*, Bd. 11, S. 296–299, hier S. 298.

Schreiben über Räume und Zimmer des metaphorischen und des realen Exils

Nach Else Lasker-Schülers Rückkehr von ihrer zweiten Palästina-Reise entsteht das Prosabuch *Das Hebräerland*, ein Text, auf den sie bis zu ihrem Lebensende immer wieder zurückkommt. Bereits auf den ersten Seiten thematisiert und rechtfertigt die jüdische Erzählstimme ihre Rückreise aus der wahren Heimat der Juden: „Palästina ist gedanklich das fernste Land der Welt. Ich wollte ja nur feststellen, ob man überhaupt wieder auf die Erde zurückkomme – und reiste ab. Mir ist – ich bin auf einem anderen Stern gewesen. Mich bringt niemand von diesem Glauben ab! Am allerwenigsten der Geograph.“³¹ *Das Hebräerland* bezeichnet ein Zwischenreich zwischen Gott und den Menschen, es „grenzt schon ans Jenseits.“³² Zwar „lehnt [es] an der Wange der ruhenden Gottheit“, es ist aber nicht die Heimat Gottes. „Der Heilige Geist verfiel sich in keine Leibes-räumlichkeit, darum er sich auch ausbreitet über die Dinge.“³³ Bei der Wahrnehmung Palästinas als „Hebräerland“ handelt es sich, so gibt dieser Text zu verstehen, um eine Frage des Glaubens, um eine religiöse Utopie also, und nicht um eine Frage der Geografie. Vom zionistischen „Kinderglauben“ an das Hebräerland ist das Ich zwar gerührt, doch es teilt diesen Glauben nicht. Über die Schiffspassage nach Palästina heißt es: „Wenn nicht am Morgen und am Abend die fröhlichen hebräischen Kolonisten, die kindlichen Judenbauern, auf Deck

31 Lasker-Schüler, *Das Hebräerland*, S. 12 f.

32 „Palästina ist nicht ganz von dieser Welt, grenzt schon ans Jenseits und ist wie die Himmelswelt nicht zeitlich und räumlich zu messen“. Lasker-Schüler, *Das Hebräerland*, S. 15. „Der Aufenthalt im Gelobten Lande, vor allen Dingen in Jerusalem, stärkt den Glauben an Gott, an die ‚Ruhende Gottheit‘. An ihrer Wange lehnt Jerusalem“. Ebd., S. 17. Diese Wahrnehmung Jerusalems schließt nicht aus, dass das Ich durchaus kritisch auf die herrschaftlichen Villen blickt, die „affektierten Häusermonstren“ mit ihrem „geschmacklosen prahlenden Steingeschmeiß“, ebd., S. 30, dabei immer auch die soziale Lage der unterprivilegierten Bewohner Jerusalems im Blick haltend (zu den engen, dunklen Wohnungen in der Altstadt, ebd., S. 34, zu den ärmlichen Behausungen der sephardischen Juden, ebd., S. 38). Unter den Exilanten wirbt das Ich für Bescheidenheit im Heiligen Land: „Wir befinden uns in *Jerusalem, mitten in der Bibel*, und nicht – an der Riviera, einem mondänen Badeort. Wir reisten in das Bibelland, ins lebendige Testament“. Ebd., S. 45. Mit ihrer Formulierung, die sie mit einer Parenthese als Zitat kennzeichnet, greift Lasker-Schüler eine Formulierung Gottfried Benns auf, mit der er 1933 in einem offenen Brief die Exilanten angegriffen und eine Kontroverse ausgelöst hatte.

33 Ebd., S. 117.

ihre rührenden Volkslieder gesungen, hätte ich mich, trotz der vielen netten Passagiere, als einsamste Passagierin gefühlt.“³⁴

Heimisch wird auch die Autorin Else Lasker-Schüler in Palästina nicht. Eine Heimat gibt es nur im zukünftigen Hebräerland, das nicht das gegenwärtige Palästina ist.

So wie es ein Zuhause nur in der Vergangenheit, im Elternhaus der Kindheit, geben kann. Auch mit dieser Überzeugung schreibt Lasker-Schüler die Traditionslinie romantischer Dichtung fort; mit Irigaray lässt sich im psychoanalytisch informierten 20. Jahrhundert diese Fortschreibung als „doppeltes Exil“ fassen. Im *Hebräerland* heißt es dazu:

Nie ruhte mein Leib und meine Seele, seitdem ich ohne Elternhaus ein Mietgast im fremden Steinbau. Darum habe ich es schließlich vorgezogen, in die *Freiheit* zu ziehen, die ist wenigstens stets geschmackvoll tapeziert. Doch nicht jeder Mensch behauptet sich ohne Mantel. Das hat der Dichter voraus.³⁵

Der vor der Flucht aus Deutschland zwischen 1925 und 1932 verfasste kleine Text *Die Wand*, der bereits erwähnt wurde, enthält schon im Kern diese im *Hebräerland* breit entfalteten Vorstellungen von verlorenem Zuhause und zukünftiger Heimat. Er verschränkt sie in äußerster Knappheit und Dichte. Wie in den anderen kleinen Texten aus diesen Berliner Jahren wird auch hier der Blick aus dem Fenster eines Zimmers mitten in der Großstadt beschrieben. Er geht auf die fensterlose Rückseite eines anonymen Hauses hinaus. Diese versperrt zwar die Sicht auf Straßen und Wiesen, sie lässt jedoch den Blick auf den Himmel frei, ja, sie verweist geradezu auf ihn. Dem Ich, das aus dem Fenster schaut – auch dies wieder ein romantisches Motiv – wird die unscheinbare Wand zu „meine[r] Tafel“. Sie ist „aus der Erde heiliger Ahnenschicht“ entwachsen und zugleich als „Gesetzestafel vom Gipfel des himmlischen Felsens gebrochen“. Mit ihr werden Erinnerungen an die Schultafel der Kindheit geweckt, und an das kleine Schwämmchen, mit dem einst die aufgetragene Schrift ausgewischt wurde – nur um immer wieder, das Schreiben einübend, aufs Neue aufgetragen zu werden. Wie damals der kleine Schwamm, der auf dem Schulweg am Ranzen baumelte und neugierig in die Welt blickte, so wäscht heute die große Wolke mit „schäumende[m] Novemberwasser“ die graue Tafelwand in der Berliner Großstadt „blank und keusch“. Ihre rein gewaschene Fläche bietet sie der Dichterin dar. Mehr noch: sie sehnt sich nach ihrem Wort, so wie die Dichterin umgekehrt

34 Ebd., S. 12 f.

35 Ebd., S. 76.

darauf hofft, dass das von ihr aufgetragene Wort wachsen möge und „daß es ewig wird!“ Angesichts der Sinnlichkeit dieses sich fortwährend erneuernden, lebendigen und leidenschaftlichen Schreibprozesses verblassen die Bücher in den Bibliotheken, auch die eigenen. Das auf die Wand geschriebene Wort der Dichterin, ihr Menetekel, entfaltet dagegen seine volle messianische Strahlkraft.

Ich habe, seitdem ich mein Zimmer bewohne, allen irdischen Ehrgeiz verloren. Was führen meine und die vielen Bücher in Wahrheit für ein kleinliches, kurzes Dasein, um dann in Bibliotheken zu vermodern. Dieser mächtige Steinkörper des Christopherus trägt meinen Psalm über die ganze Welt in den Himmel hinein. So wird ihn Gott lesen...³⁶

Das dichterische Wort ist hier mehr als das in die Zukunft weisende Prophetenwort expressionistischer Dichtung, eine Metapher, die Else Lasker-Schüler selbst – wie viele andere expressionistische Autor:innen auch –, in ihren Texten und Bildern oft aufgerufen hat. Die Dichtung, von der in diesem kleinen Text die Rede ist, ist nicht in die Zukunft gerichtet. Sie ist unbedingt gegenwärtig, sie ist jetzt wirksam. Die Wand ist – auch – der Körper des Christusträgers Christophorus, er trägt hier den Psalm der Dichterin. Dieser ist mit ihrem eigenen Blut geschrieben, nicht ein Produkt blutberauschter Dichtung, vielmehr sorgsam komponiert, „meiner Psalme alter Blutaulese“, wie es im Text heißt. Die biblische Psalmsprache wird hier nicht einfach ‚poetisiert‘ – so wie Lasker-Schüler es spöttisch an der Bibelübersetzung Martin Bubers kritisiert, die ihr nicht mehr ist als peinliches Epigonentum in misslungener Benn-Nachfolge.³⁷

36 Else Lasker-Schüler: Die Wand. In: Werke und Briefe, Bd. 4.1, S. 221.

37 An Ernst Simon schreibt sie im November 1940: „Ich lernte in den Jahren viele Leute kennen auch solche die sich Propheten nennen und Kabbalisten. Die Christenmissionare sind mir lieber. Herr Nicolas mit dem Tintenfass: Martin Buber! Aus Eitelkeit trägt er ein Kleid und dann der konerhänschenc clown: Moment seinen Namen vergessen. [...] Der Kabbalist, auf den ich mich so schrecklich freute, zu sprechen über Lurja, enthielte oder versuchte cynisch und in böser Art mir zu enthimmeln all die Sagen. Wahrheiten. Die aus feinsten Seide, sich nicht ganz zu geben, Sagen wurden. [...] Ich hab mich mit dem Kabbalisten schlagen wollen, aber er rennt immer fort, Adon. Bitte seid nicht enttäuscht von mir, Franz Rosenzweig wäre nie von mir enttäuscht gewesen. Ja, es war mir sofort eine Pein als ich am Rhein, damals seinen Knabennamen las ‚Sah ein Knab ein Röslein stehen.... neben dem Dilettantismus der Bibelübersetzung Bubers, dem imitierten Styl der Art Dr. Benns. Verzeiht mir! Ich kann nicht anders, Adon. Aber ich kam stillen Sinns nun zum dritten Mal nach Jerusalem, auch Martin Buber besuchte ich, der nur an sich denkt. Ich wollte nichts! Ich will nie was! Der rechte Herumtreiber holt sich selbst vom Ast.“ Brief vom 9.11.1940 aus dem Hotel *Atlantic*. In: Lasker-Schüler, Werke und Briefe, Bd. 10, S. 315 f. Auf ein Vermittlungsangebot

Es wird ganz im Gegenteil eine betont saloppe Sprache gewählt, so etwa wenn es in Anspielung auf das in Psalm 93 gepriesene Wort Gottes³⁸ heißt, dass die Dichterin ihr Wort „braute“ und „brausen“ lässt. Schließlich und vor allem aber ist es weder der Gott des Alten Testaments, der sich mit seinem Wort in diese Tafel eingräbt, um sie dem Mann Mose für sein Volk Israel mit auf den Weg zu geben, noch ist es der Gott des Neuen Testaments, der Christopherus seinen Sohn auf die Schultern lädt. Sondern es ist die *Dichterin*, und es ist *ihr* Wort, das sie *der Lektüre Gottes* darbietet, es ist *ihre* „unlöschrare unsichtbare Inschrift“, die „von göttlichem Stoffe“ ist. Der Ort, an dem diese noch in den Berliner Jahren verfasste, an Gott und die Menschen gerichtete Dichtung entsteht, ist die Dachkammer. Sie ist dem Himmel ganz nah – etwa so nah, wie in dem späteren Text das „Hebräerland“ dem Himmel.

Fazit

Abschließend soll noch einmal zurückgeblickt werden auf die drei eingangs formulierten Fragen, die sich im Blick auf das Werk Else Lasker-Schülers stellten.

Erstens: Unterscheidet sich Lasker-Schüler *als Frau* von ihren männlichen Kollegen im Exil? Ja, zweifellos. Sie ist eine bekannte Dichterin und findet mit der deutschsprachigen Schweiz Aufnahme in ein Exilland, in dem ihre Sprache gesprochen wird, die Sprache mit und in der sie arbeitet, und in dem ihr Ruhm als Autorin von Bedeutung ist – eine Bedeutung, die nicht durch die Trennung von ihrem exzellent vernetzten Mann gelitten hat, ganz im Gegenteil. Lasker-Schüler hält in der Schweiz Lesungen ab, ihre Dramen werden inszeniert. *Das Hebräerland* liegt im Schaufenster der einschlägigen Buchhandlung Opprecht aus, auch wenn es sich, wie sie kummervoll vermerkt, kaum verkauft. Else Lasker-Schüler kann nicht von ihren Einnahmen leben, rückt aber dennoch

reagiert sie abweisend: „[...] mochte ich mich nicht, wie mir Prof. Buber durch Dr. Wilhelm anbot, mit ihm aussprechen. Wir sind verschiedene Accorde. Wenn wir sprachen, kam ich leer zurück. Aber ein Gespräch muß immer ein Konzert werden –“. Brief vom 25.11.1940 an Ernst Simon, Hotel Atlantic, Jerusalem. In: Lasker-Schüler, Werke und Briefe, Bd. 10, S. 319.

- 38 3 HERR, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen. 4 Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig; der HERR aber ist noch größer in der Höhe. 5 Dein Wort ist eine rechte Lehre. Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses, o HERR, ewiglich. Für den Hinweis auf den Psalmentext sowie für viele weitere Anregungen zum Werk Else Lasker-Schülers danke ich Almuth Hammer.

nicht von ihrer Künstlerinnenexistenz ab. Das ist ungewöhnlich für eine Frau im Exil. Es ist immer wieder darauf verwiesen worden, dass bei schreibenden *Paaren* im Exil die Aufgabe der Ernährer:in in der Regel der Frau zufällt; oft genug opfert sie ihre eigene Karriere dafür. Nicht zuletzt Else Lasker-Schülers ‚deplatzierte‘ Schwärmereien bewahren sie vor dergleichen. Sie zieht es vor, weiterhin eine Dichterin zu sein.

Zweitens: Als alleinstehende Frau³⁹ muss sich Lasker-Schüler, anders als andere Frauen im Exil, Räume für ihr Schreiben von niemandem zugestehen lassen oder erkämpfen. Das ändert nichts daran, dass das Zimmer, in dem sie schreibt, bezahlt werden muss. Es ändert auch nichts daran, dass sie den metaphorischen Raum ihres Schreibens, die in ihrer Prosa zur Welt des Prinzen von Theben verdichtete Welt des *Romanischen Cafés*, zurücklassen muss. Das ist ein großer Verlust, allen Beschwörungen der verwandtschaftlichen Nähe des *Romanischen Cafés* mit dem *Café Select* zum Trotz. Im realen Raum ihres Schreibens, dem Beziehungsnetzwerk der künstlerischen Welt, erhält Else Lasker-Schüler dank ihrer Berühmtheit zwar auch im Exil einen Platz. Die Briefe allerdings geben einen Einblick in die Mühen, die es kostet, diesen Platz zu ergattern und zu verteidigen, erst in Zürich, und später noch einmal von Neuem in Jerusalem.

Drittens: Ihre vielfach gebrochene und aufgefächerte Position als Außenseiterin reflektiert Lasker-Schüler nicht als Privatperson, sondern als Dichterin. Als solche ist sie immer schon im Exil, das Leben als Gast in der Fremde ist ihr gemäß. Ihr Exil bestimmt sie zum einen zeitlich – als Vertreibung aus der Kindheit und, nach der Flucht, als Vertreibung aus ihrem *gesamten* bisher geführten Leben –, zum anderen räumlich – als Vertreibung aus Berlin, dem ‚Heimatland‘

39 In ihrer Totenrede zeichnet Lea Goldberg ein anrührendes Bild, in dem Else Lasker-Schüler als einsame Verkörperung ‚wahrer Dichtung‘ durch die Straßen Jerusalems zieht. „Sie ging durch die Stadt Jerusalem, sie saß an einem kleinen Tisch im Kaffeehaus, einmal sah ich sie auf der Treppe eines Hauses – zwischen ihr und allen Dingen war eine sehr große Distanz. Sie ging durch die Stadt Jerusalem, wie die Seele der Dichtung auf der Straße geht: Entblößt ist die Seele der Dichtung, sie hat sich all ihrer Kleider entledigt, hat auf alle äußerlichen Masken verzichtet. Die Seele der Dichtung ist nicht schön, die Seele der Dichtung ist leidend und gequält, die Seele der Dichtung ist arm und ausgestoßen, alt, uralte, hungrig, aber auch in ihrem Spiel in ihrer Dämmerung, ihrem Wahnsinn, ihrem Phantasieren und in ihren Träumen – ist sie Wahrheit“. Lea Goldberg: Hinter dieser Welt, Else Lasker-Schüler zum Gedenken. In: *Jüdischer Almanach* 2001/5761. Hrsg. von Anne Birkenhauser. Frankfurt am Main 2000, S. 154. Für diesen Hinweis und für den intensiven Austausch zum Werk Lasker-Schülers danke ich Itta Shedletzky.

ihrer Wahl. Bei all den Bestimmungen ihres Exils fällt auf, dass die Kategorie des Geschlechts für Else Lasker-Schüler nicht relevant zu sein scheint – es sei denn, man wolle das Geschlecht des Prinzen Jussuf übersehen. Sie ist so ‚wenig relevant‘ wie die Kategorie der Rasse, die Lasker-Schüler aus dem metaphorischen ins reale Exil getrieben hat, und die sie sich weigert anzuerkennen. Als verfolgte Jüdin bekennt sie sich nicht zu ihrer Rasse, sondern zu ihrer religiösen Zugehörigkeit⁴⁰ – programmatisch, so meine ich, unabhängig von ihrem persönlichen Glauben, in einem ästhetischen Sinn. Denn, wie sie es einmal in einer Umfrage formuliert, „wirkliche Kunst“ ist „immer religiös“.⁴¹ In den mindestens doppelbödigen, konsequent durchgespielten Verweigerungen, mit denen sich Else Lasker-Schüler vor allem gegen die Kategorien Geschlecht und Rasse mit den Mitteln ihrer Kunst zur Wehr setzt, liegt die Radikalität ihres spezifisch weiblichen, spezifisch dichterischen Verständnisses von Exil.

40 „Indem ihr uns vertreibt,“ so schreibt Else Lasker-Schüler in ihren *Tagebuchzeilen aus Zürich*, „treibt ihr uns – in – die Arme Gottes“. Lasker-Schüler, Werke und Briefe, Bd. 4.1, S. 421. Diesem Satz geht eine lange, außerordentlich scharfe Anklage gegen die Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung der Juden in Deutschland voraus. Lasker-Schüler reflektiert ihr Judentum und analysiert den Antisemitismus der sie umgebenden christlichen Mehrheitsgesellschaft auch in anderen Zusammenhängen immer wieder sehr klar. Der Prosatext *Arthur Aronymus und seine Väter* (1932), den sie noch im selben Jahr in eine Dramenfassung bringt, widmet diesem Thema ein eigenes Werk.

41 In einer 1926 vom *Ostwart-Jahrbuch* veranlassten Rundfrage zum Verhältnis von Dichtung und Christentum markiert Lasker-Schüler ihre jüdische Perspektive auf das Christentum mit dem ersten Satz: „Ich habe schon als Kind die Tiefe des Judentums erkannt; aus den Lehren des Propheten vom unsichtbaren Gott erfahren und weiter im himmlischen Klang vernommen, den heiligsten Juden: Christo Jesus.“ Sie schließt nicht als Jüdin oder jüdische Dichterin, sondern mit einem Bekenntnis zur „wirkliche[n] Kunst“, die „stets religiös“ ist. „Ob es eine christliche Kunst gibt? Für mich gibt es eine religiöse Kunst, eine lebendige, ja auch eine tote, der der schöpferische Mensch den Odem nicht unsterblich einzuflößen vermochte. Wirkliche Kunst, welches Motiv auch, ist stets religiös“. Lasker-Schüler: Dichtung und Christentum (Antwort auf eine Rundfrage). In: Dies., Werke und Briefe, Bd. 4.1, S. 131–133.